

Nr. 205

Thomas Pille

**Ein ethnographischer
Blick auf die Praktiken
der Lehrerbildung
im Referendariat**

Dank und Vortrag zur Verleihung des
Gerhard-Wachsmann-Preises 2013

2014

Inhalt

Hans-Joachim Wätjen Vorwort	5
Prof. em. Dr. Jürgen Heumann Laudatio	7
Dr. Thomas Pille Danke­rede	12
Der Autor	22



Dr. Thomas Pille

VORWORT

Die Universitätsgesellschaft Oldenburg (UGO) unterstützt und fördert den wissenschaftlichen Nachwuchs auf vielfältige Weise. So zeichnet sie mit dem seit 1984 vergebenen Wissenschaftspreis für Nachwuchsforscher im Gedenken an ihren Vorsitzenden Gerhard Wachsmann alle zwei Jahre besonders herausragende Promotionen an unserer Universität aus. Für den 2013 vergebenen Preis war die interdisziplinär zusammengesetzte Jury nicht nur von der Qualität der Dissertation überzeugt, sondern auch von der Originalität des Forschungsthemas sowie der angewandten Methoden besonders beeindruckt.

Der Preisträger Thomas Pille untersuchte, wie aus Referendarinnen und Referendaren in der Schule und im Studienseminar Lehrerinnen und Lehrern werden – oder: wie sie dazu gemacht werden. Das Referendariat war erstaunlicherweise bisher kaum Gegenstand von Forschungen und von Veröffentlichungen. Ungezählt sind dagegen die zur Schule und zur Schulpädagogik, zur allgemeinen Didaktik und zur Fachdidaktik sowie zum Lehramtsstudium und zu dessen Reform.

Thomas Pille wendet für seine Dissertation ethnografische Methoden wie in einer Feldstudie an und schafft es so, einen anderen Blick auf Schule, Unterricht und das Referendariat, also auf die berufliche Sozialisation in dieser für Viele schmerzhaften Phase zu werfen. Das besondere Augenmerk des Beobachters und Analytikers Pille gilt dabei der Körperlichkeit und den Haltungen der werdenden Lehrer.

Die Universitätsrede dokumentiert den Festakt zur Verleihung des Gerhard-Wachsmann-Preises an Thomas Pille anlässlich der Mitgliederversammlung der Universitätsgesellschaft. Sein Dank und sein Vortrag wie auch die Laudatio von Prof. Heumann machen neugierig und Lust auf „Das Referendariat“ – seine als Buch veröffentlichte ausgezeichnete Dissertation.

JÜRGEN HEUMANN

Laudatio für Dr. Thomas Pille

Sehr geehrte Frau Präsidentin,
Sehr geehrter Herr Vorsitzender,
Lieber Herr Pille und Familie,
sehr geehrte Damen und Herren,

die Universitätsgesellschaft vergibt nun schon seit über 25 Jahren den Wachsmann-Preis. Mit ihm sollen Promotionen geehrt werden, die nicht nur wissenschaftlich hervorragende Qualität haben, sondern über den engeren Horizont des jeweiligen Faches hinaus kulturelle oder gesellschaftliche Praxisfelder im Blick haben und diese innovativ angehen.

Dass das kein unmöglicher Anspruch an eine Dissertation ist, zeigt hervorragend der diesjährige Preisträger Dr. Thomas Pille.

Er hat seine Arbeit mit dem Titel „Das Referendariat. Eine ethnographische Studie zu den Praktiken der Lehrerbildung“ im Fach Sportwissenschaften geschrieben. Gutachter waren die Professoren Thomas Alkemeyer aus unserem Hause und Christoph Wulf von der Freien Universität Berlin. Die Arbeit ist im Rahmen eines von allen Fächern der Fakultät IV – Human- und Gesellschaftswissenschaften getragenen Forschungsprojektes mit dem Titel „Selbstbildungen – Praktiken der Subjektivierung“ entstanden.

Ich möchte Ihnen begründen, warum die Jury die Arbeit von Herrn Pille aus zwölf anderen eingereichten hervorragenden Dissertationen ausgewählt hat. Neben der wissenschaftlichen Qualität können bestimmte Schwerpunkte bei der Auswahl eine Rolle spielen, z. B. fachübergreifende Aspekte, aktuell gesellschaftspolitische oder kulturbedeutsame Probleme, die ein

bestimmtes Thema beleuchten, das sich bisher im Schatten wissenschaftlichen Zugriffs befunden hat. Einen solchen Zugriff hat sich Herr Pille mit seiner Arbeit aus dem Bereich der Lehrerbildung im wahrsten Sinne des Wortes „geleistet“.

Vielleicht ist nicht jeder von Ihnen mit der Lehrerbildung vertraut, deshalb vorab einige kurze Hinweise zur Einordnung des Themas von Herrn Pille.

Wie Sie wissen, zählt die Universität Oldenburg in der Lehrerbildung zu den bedeutendsten Hochschulen der Republik. In der Lehrerbildung, die klassischerweise in zwei von einander organisatorisch und inhaltlich unabhängige Ausbildungsphasen aufgeilt ist (ähnlich bei den Juristen), sind die Universitäten für alle Unterrichtsfächer und die Erziehungswissenschaften im ersten Teil der Ausbildung zuständig; man könnte sagen, sie stehen für eine wissenschaftliche Grundbildung in diesen Fächern. Der zweite Teil der Ausbildung obliegt dem Referendariat, also jener Phase, die Herr Pille eingehend erforscht hat. Beide Phasen sind reformbedürftig. Während die universitäre Ausbildungsphase immer wieder in der wissenschaftlichen und öffentlichen Kritik steht, was z. B. breitenwirksam mit dem 2012 herausgekommenen Monitor Lehrerbildung dokumentiert ist, führt das Referendariat wissenschaftlich und in der öffentlichen Diskussion eher ein Schattendasein.

Die Arbeit von Herrn Pille zeichnet sich nun dadurch aus, dass sie den Zeitraum des Referendariats, der in ca. 1 bis 2 Jahren (je nach Lehramt und Bundesland) in eigens eingerichteten staatlichen Seminaren unter den Regeln des Beamtenrechts absolviert werden muss, untersucht. Wenn auch wissenschaftlich und öffentlich wenig wahrgenommen, ist es doch diese Phase, in der sich der Student zum Lehrer entwickeln soll. Oder sollte man lieber sagen zum Lehrer „gemacht“ wird? Diese Phase ist für viele ein schmerzhafter Prozess, denn erst jetzt kommen sich Lehrer und Schüler so nahe, dass es kein Ausweichen mehr gibt (im Gegensatz zum Reden über den Lehrerberuf in der Universität). Nicht nur das im Studium Gelernte muss jetzt angewendet werden, Referendare müssen einen Spagat vollziehen zwischen ihrer Beziehungsfähigkeit zu Kindern oder Jugendlichen, den fachlichen Lehr-, Lern- und Kompetenzansprüchen des Staates

und ihrem sich Zurechtfinden in einem Schulsystem, das seine Herkunft aus dem frühen 19. Jahrhundert immer noch mit sich schleppt. Ebenso wirken sich das Interaktions-Klima und das Lernklima in vielen Seminaren der zweiten Phase aus, das einer Persönlichkeitsentwicklung der Referendare nicht immer dienlich ist. So klagt z. B. eine Referendarin: „Ich habe nie mehr in meinem Leben unter einem derart ungesunden Stress gestanden. Man wird zwischen allen Fronten zerrieben.“ Oder es wird berichtet, dass Neuankömmlinge mit dem Satz empfangen werden: „Wir sind das Studienseminar in Niedersachsen mit der höchsten Selbstmordrate“; so noch 2010 in einem Beitrag der Süddeutschen Zeitung (17.5.2010) nachzulesen. Aber es gibt auch andere Stimmen, z. B. wenn gesagt wird: „Ich habe ein Problem, könnt ihr mir helfen? Alle konnten das nachvollziehen und einige hatten Ratschläge oder Ansätze, auf die man selbst nicht gekommen ist. Man darf sich also dort durchaus die Blöße geben und eingestehen, dass etwas mal nicht funktioniert hat, das bringt einen weiter.“ (www.bildungsklick.de 2.10.2013)

Gerade wegen solch höchst ambivalenter Wahrnehmungen dieser von außen betrachtet relativ geschlossenen Ausbildungsphase, ist es ein großes Verdienst, dass Herr Pille, sozusagen mit dem objektiven Blick der Wissenschaft in dieses System hineingeblickt hat.

Aber: Es sind für Thomas Pille nicht nur die fachlichen oder psychologischen Probleme, die Referendare zu bewältigen haben. Er sucht ein spezielles Problem auf, wenn er den Punkt sucht, der einen Lehrer in den Augen von Schülern erst zum Lehrer werden lässt, und fragt nach dem Einfluss sog. weicher, gegenständlicher, ja körperlicher Faktoren: Welche Rollen spielen Körperhaltungen, Gesten, Blicke, knappe Hinweise oder Äußerungen, die eine Klasse aufmerken lassen, so aufmerken und lernen lassen, dass sich die vorausgesetzten oder vorgeschriebenen Normen der Schule implizit vermitteln? Genauer: Wie trainieren sich Körperlichkeit und Haltungen des werdenden Lehrers so in der Schulklasse ein, dass daraus ein fruchtbares und den Vorgaben der Curricula entsprechendes Lernen bei Schülern möglich wird? Nicht nur einzelne Schüler oder eine Klasse als homogenes oder heterogenes Kollektiv bilden die Ausgangslage der Neuan-

kömmlinge im Referendariat. Es gibt, so Pilles weitere Wahrnehmung, „Umgebungen“, die sich dem Referendar anbieten und die bewältigt werden müssen: Wandtafeln, Beamer, ausgestellte Schülerarbeiten, unterschiedliche Sitzanordnungen in Klassen und in Lehrerzimmern samt Informations-, Neben- oder Klatschgesprächen; es gibt Beratungs- und Prüfungsgespräche und die grundstürzende Erfahrung, nun nicht mehr nur für sich selbst verantwortlicher Student zu sein, sondern Agent eines Systems, das Leistungen einfordert und in das es sich mit allen bisherigen Innovationswünschen so einzugliedern gilt, dass Lernen und Bildung erfolgreich bewältigt werden, für die Schüler wie für die angehenden Lehrer.

Thomas Pille diskutiert in seiner Arbeit nicht nur die gewachsenen pädagogischen Normen, nach denen Lehrer ausgebildet werden (so soll der Lehrer sein). Er begibt sich vielmehr als Feldforscher in das fremde Universum Schulklasse; er sitzt mit seiner Kamera im Unterricht, beobachtet, spricht mit Lehrern und Schülern, nimmt wahr was geschieht oder was (warum?) nicht geschieht. Diese Beobachtungen sind für eine wissenschaftliche Arbeit höchst leserfreundlich dargestellt. Es gelingt ihm, mit Fragen, beispielhaften Darstellungen, theorieorientierter Einbindung und solidem interpretatorischen Feingefühl den Lesern einen neuen, ganz anderen Blick auf das Phänomene Schulklasse werfen zu lassen; ein Phänomen, von dem jeder denkt, dass er es noch aus eigenem Erleben heraus gut kenne. Durch narrative, also erzählend-beschreibende Einschübe nimmt Thomas Pille den Leser in das Unterrichtsgeschehen so mit, dass die gefolgerten Ergebnisse auch für den Außenstehenden plastisch und nachvollziehbar werden.

Aber wer ist Thomas Pille? Zunächst ein sehr diskussionsfreudiger junger Wissenschaftler. In einem Vorgespräch haben wir uns sehr angeregt unterhalten, wobei wir uns insbesondere zu Themen wie Körperlichkeit, Lehrerkörper, die Relevanz von Umgebung, Artefakten usw. schnell in einem fachübergreifenden Gespräch zwischen Ethnologie, Sport und Theologie befanden. Wir benötigen ja zunehmend Wissenschaftler, die über ihre eigenen Fächergrenzen hinaus denken können; nicht zuletzt durch ethnographische Methoden, mit denen Pille den Unterricht un-

tersucht, wird diese Fähigkeit auch in der Dissertation sichtbar. Geboren 1976, hat Thomas Pille in Brake das Gymnasium besucht, in Oldenburg Sportwissenschaften studiert, und in Berlin-Neukölln sein Referendariat mit Zweitem Staatsexamen in den Fächern Sport und Biologie erledigt. Gegenwärtig arbeitet er im DFG-Projekt „Die Körperlichkeit der Anerkennung. Subjektkonstitution im Sport- und Mathematikunterricht“ . Wie man sieht setzt sich das Thema Körperlichkeit und Subjekt fort, vielleicht zu einer weiteren Qualifikationsarbeit? Das wäre ihm und uns zu wünschen.

THOMAS PILLE

*Dankesrede zur Verleihung des
Gerhard-Wachsmann-Preises 2013*

Sehr geehrte Frau Präsidentin, lieber Herr Wefers, lieber Herr Heumann, sehr geehrte Mitglieder der Universitätsgesellschaft, ich möchte mich herzlich für Ihre Einladung, für die freundlichen Worte und vor allem für die Anerkennung meiner Arbeit in diesem feierlichen Rahmen bedanken. Ich habe mich wirklich sehr darüber gefreut – zumal dieser Preis die doch sehr bewegte Zeit meiner Promotion auf besondere Weise abrundet.

Ich wurde gebeten, Ihnen an dieser Stelle einige grundlegende Gedanken meiner Arbeit vorzustellen.

Die Ausgangsfrage meiner Dissertation ist nicht besonders kompliziert; sie lautet schlicht: Wie wird man im Referendariat zum Lehrer bzw. zur Lehrerin? Die Betonung liegt auf dem Wort „Wie“, d. h. ich sehe mir im Rahmen meiner Forschungen an, wie das genau funktioniert und in welchen Praktiken sich die Referendare allmählich zu Lehrern machen. Es handelt sich bei meiner Arbeit also weder um einen didaktischen Ratgeber, noch um die normative Frage danach, was einen guten Lehrer ausmachen könnte, sondern ich beobachte aus einer bestimmten praxistheoretischen Perspektive, was in dieser Ausbildungsphase passiert.

Um zu verdeutlichen, wie ich auf dieses Thema gekommen bin und vor allem um Ihnen ein Gefühl für meinen theoretischen Standpunkt zu geben, erlaube ich mir, etwas auszuholen: Als Sportsoziologe interessiert mich, welche Rolle der Körper in sozialen Zusammenhängen spielt: Wie kommunizieren Körper miteinander? Wie lernen sie voneinander? Wie formen sie sich wechselseitig in bestimmten Praktiken? Der Sport ist für diese Fragen natürlich ein überaus interessantes Forschungsfeld, geht es hier doch explizit um die Formung und um die Bildung von Körpern. Der Blick auf die Praktiken des Sports eröffnet die Möglichkeit,

auch andere gesellschaftliche Bereiche aus ähnlicher Perspektive betrachten zu können.

Ich habe am Institut für Sportwissenschaften neben Theorie-seminaren auch immer praktische Seminare zur Bewegungslehre und Didaktik des Fußballs gegeben. In diesen Seminaren gab es stets eine Vielzahl von bereits sehr erfahrenen Vereinsfußballern, aber immer auch Teilnehmer, die in ihrem Leben noch nie Fußball gespielt hatten. Dies führte zu einer für mich auch theoretisch höchst spannenden Konstellation und zu der Frage: Wie wird man eigentlich Teil einer fußballspielenden Gemeinschaft?

Die Neulinge begegnen hier einem Geflecht aus Mit- und Gegenspielern, aus Toren, Bällen und Linien. Die spezifische Beschaffenheit des Rasens und der Fußballschuhe scheint die Neulinge ebenso zu irritieren, wie die Geschwindigkeit der Bewegungen und die Erwartungen, die an sie gerichtet werden.

Die auftretenden Schwierigkeiten werden jedem vertraut sein, der sich dieser Herausforderung einmal gestellt hat. Die Beherrschung der feldspezifischen Körpertechniken ist nur eine Seite der kaum lösbar erscheinenden Anforderungen; das Erkennen der Laufwege oder das Interpretieren der Gesten und Bewegungen von Mit- und Gegenspielern – all dies ist weit mehr als das einfache Befolgen von Regeln. Es genügt nicht, entsprechende Lehrbücher zu lesen, sondern es erfordert im Sinne des Soziologen Pierre Bourdieu den Erwerb eines praktischen Sinns für die Bedingungen des Feldes. Für den sekundenschnellen Vollzug eines Doppelpasses oder zur Durchführung eines Fallrückziehers brauchen die Spieler einen in diesem Feld sozialisierten Körper, der routiniert und dennoch flexibel auf die Anforderungen des Spiels reagieren kann; Zeit für große Überlegungen bleibt den Akteuren kaum.

Beschäftigen wir uns mit der Frage nach der Aneignung eines solchen Körpers, so scheint die Antwort nahe zu liegen: Neben einem Regelwerk gibt es einen Trainer, der sagen kann, was man zu tun und was man zu lassen hat. Man erlernt in unzähligen Trainingseinheiten die Körpertechniken des Feldes und erwirbt allmählich Grundfertigkeiten, die man für die Teilhabe an diesem Spiel benötigt. Niemand wird jedoch daran zweifeln, dass

ein Großteil der zu erwerbenden Kompetenzen im Spiel selbst, schlicht durch praktische Teilhabe erworben wird. Im Vollzug der Praktiken bekommen die Anfänger allmählich – der eine schneller, der andere langsamer – einen Blick für die sich eröffnenden Räume, Abspielmöglichkeiten und Gefahren.

Wichtig ist mir bei diesem Exkurs vor allem ein Aspekt: Am Beispiel des Sports wird sichtbar, dass die Partizipation an den Praktiken eines Feldes nicht als Aneignung feldspezifischer Regeln, Normen und Werte im Sinne mentalistisch geprägter Bildungstheorien zu denken ist, sondern dass es grundlegend um die Bildung der Körper geht. Wenn es für uns plausibel ist, dass die Ausbildung handlungsfähiger Akteure im Feld des Sports unmittelbar an die Formung passender Körper gekoppelt ist, liegt dann nicht der Gedanke nahe, dass auch der Eintritt in andere Felder ohne die Ausbildung routinierter, antizipierender und kompatibler Körper nicht zu denken ist?

Als angehender Lehrer war mir damals schnell klar, was mein zukünftiges Forschungsfeld sein würde. Das Feld der Schule und vor allem die Frage danach, wie Novizen Teil der hier etablierten Spiele werden, wurden zum zentralen Thema meiner Arbeit.

Sowohl die Forschungsfrage als auch die besondere theoretische Optik leiteten schließlich auch die Wahl meiner Methoden. Wer erfahren möchte, wie und in welchen Praktiken die angehenden Lehrer ihre Profession erwerben, bekommt dies nicht über einzelne Fragebögen oder Interviews heraus; vielmehr gilt es, den Anwärtern auf ihrem Weg durch das Referendariat zu folgen, sie stetig zu beobachten, sie zu befragen und auf diese Weise zu erkennen, welches die wichtigen Orte, Momente und Praktiken ihrer Ausbildung sind. In einer zweijährigen videogestützten ethnographischen Forschung habe ich vier Referendarinnen und einen Referendar in ihrer Ausbildung begleitet: Ich nahm an Seminaren und an den ersten eigenen Unterrichtsversuchen teil, hospitierte mit ihnen im Unterricht ihrer Mentoren, war bei Prüfungs- und Beratungsgesprächen zugegen, verbrachte mit ihnen die Pausen im Lehrerzimmer und hatte so die Gelegenheit, einen umfassenden Einblick in die unterschiedlichen Bereiche dieser Ausbildung zu gewinnen.

Nun, was sieht man, wenn man das Referendariat aus der ange-deuteten praxistheoretischen Perspektive betrachtet? Man sieht zunächst viele Gesichter, die ebenso ratlos und irritiert drein-schauen, wie die völlig überforderten Anfänger auf dem Fußball-platz. Die ersten Wochen des Referendariats lassen sich auf gan-zer Linie als Irritations- und Orientierungsphase beschreiben. Vor allem die eigene Ausbildungsschule fordert die Novizen heraus, einen Überblick über die räumlichen, zeitlichen, formellen und informellen Strukturen zu gewinnen. Bei einer Kollegienstärke von nur 8–12 Lehrkräften erlauben direkte Wege und spontane Absprachemöglichkeiten ein produktives, unbürokratisches Ar-beiten. Prozesse können spontan initiiert und ggf. nachgesteu-ert werden. Kommunikations- und Organisationsformen sowie wiederkehrende Abläufe und Formalitäten laufen zumeist rei-bungslos, sind effektiv, jedoch für Außenstehende kaum entzif-ferbar. So ist z. B. die folgende Ansage einer Schulleiterin im Leh-erzimmer zur Organisation des jährlichen Schulfests mit über 150 Besuchern und Teilnehmern derart voraussetzungsvoll, dass sie von der anwesenden Referendarin nicht verstanden werden kann:

Schulleiterin:

„Nächste Woche machen wir alles wie im letzten Jahr, nur Frau Ortel hatte darum gebeten, diesmal ihre Sachen wegen der Steckdosen in die Klasse von dir, Maria, stellen zu dürfen, weil sonst die Kabel immer im Durchgangsbereich liegen. Gibt es sonst noch irgendetwas, was wir besprechen müssten?“

Lehrerin:

„Nee, eigentlich nicht, nur dass ich vermutlich abends nicht zum Aufräumen bleiben kann, weil mein Mann keine Zeit hat und Marike sonst zu lange alleine ist.“

Die in größeren Organisationen üblichen und notwendigen formellen Koordinationsprozesse entfallen größtenteils. Es sind vor allem die alltäglichen, für Etablierte evident erscheinenden und deshalb nicht explizierten Vorgänge, die für die Neuen nur schwer zu entschlüsseln sind. Insbesondere führen die kleinen, scheinbar nebensächlichen Vorgehensweisen oft zu Konflikten: Wer kocht wann den Kaffee? Wie geht man mit dem Geschirr im

Lehrerzimmer um? Welche Aufgaben müssen während der Frühaufsicht bewältigt werden? Auch wenn mehrere Handlungsoptionen möglich und vermutlich in gleicher Weise sinnvoll wären, so ist es doch für die Novizen wichtig, die an dieser Schule etablierte Vorgehensweise zu kennen, um nicht anzuecken. Es handelt sich um interne, variable Ordnungen, „ungeschriebene Gesetze“, von denen die etablierten Lehrer erwarten, dass sie eingehalten werden.

Die Orientierungslosigkeit der Novizen setzt sich in den Klassenräumen fort: Die in den ersten Wochen hospitierenden Referendare sind zunächst nur Gäste in dieser ihnen mehr oder weniger fremd gegenüberstehenden Umgebung. Der schnelle Wechsel der räumlichen, materiellen und symbolischen Ordnungen erschwert ihnen die Teilhabe. Häufig richten sie Fragen an Schüler und Mentoren. Die Welt des Klassenzimmers ist Teil eines Spiels, das den Schülern und ihrem Lehrer vertraut ist und über zahlreiche, von „Fremden“ kaum wahrzunehmende Gesten, über in Nuancen variierende Stimmlagen und durch einen spezifischen Umgang mit den schulischen Artefakten im Fluss gehalten wird. Den Referendaren fehlt der Sinn für dieses Spiel. Sie kennen seine informellen Regeln nicht und fallen immer wieder als störend auf: Ein Referendar, der während des Hospitierens auf sein Handy sieht, eine Referendarin, die sich im Schneidersitz auf die Erde setzt oder ein Forscher, der die Kassetten seiner Kamera wechselt, ziehen die Aufmerksamkeit der Schüler dergestalt auf sich, dass der Unterricht für einen Augenblick stockt und ein unangenehmes Moment kollektiven Innehaltens entsteht. In diesen Situationen richtet sich der Blick der sich im selben Akt konstituierenden Gemeinschaft auf die Neuen und spiegelt ihnen wortlos die Unangemessenheit ihres Verhaltens.

Die Referendare werden in ihren grundlegenden Routinen erschüttert. Sie müssen sich nicht nur Gedanken darüber machen, wie man sich inhaltlich in das Unterrichtsgeschehen einbringen könnte, sondern sehr viel grundlegender müssen sie die Art und die Geschwindigkeit ihres Ganges reflektieren, die Lautstärke ihrer Stimme regulieren und werden plötzlich vor die Frage gestellt, wie man sich eigentlich im Setting der Schule möglichst angemessen auf einen Stuhl setzt. Es scheint zunächst gar nicht

darum zu gehen, auf die großen didaktischen oder fachlichen Fragen eine Antwort zu finden, sondern vielmehr kommt es darauf an, unfallfrei den Klassenraum zu durchqueren und eine Sitzposition zu finden, die nicht ständig die Blicke der Schüler auf sich zieht.

Der Eintritt in das Referendariat lässt sich insgesamt als Phase der Entkopplung beschreiben, in der sich die Novizen nicht mehr auf ihre grundlegenden Routinen verlassen können. Im Setting der Schule müssen sie zunächst im wahrsten Sinne des Wortes laufen lernen. Die starke grundlegende Verunsicherung vieler Referendare scheint ihre Bereitschaft zu steigern, sich den üblichen Umgangsweisen dieser Schule anzupassen. Somit ist diese erste Phase der Entkopplung konstitutiv für die darauf folgende Phase der Ankopplung.

Folgend geht es mir um den Aspekt der umfassenden Sichtbarkeit. Zitat einer Referendarin:

„Sieh dir das doch mal an, [...] du kannst dich doch überhaupt nicht zurückziehen: Entweder stehst du vor fünfundzwanzig Schülern oder du sitzt im Lehrerzimmer, wo du die ganze Zeit von den anderen Lehrern beobachtet wirst, was ja noch viel schlimmer ist. Frag mal die andern – ich meine aus den andern Schulen – die verbringen manchmal die Pausen auf der Lehrertoilette, um mal Ruhe zu haben [...]. Na ja, selbst da könnte man bei uns nicht sitzen, ohne gestört zu werden, weil wir ja nur eine haben.“

In den Gesprächen mit den Referendarinnen ist die umfassende Sichtbarkeit und Kontrolle während des Referendariats ein wichtiges Thema. In den Klassenräumen stehen sie stets vor den Schülern und werden oftmals von Mentoren oder Seminarleitern beobachtet und auch in den Lehrerzimmern finden sie kaum Erholung. Dieser als Rückzugsraum der Lehrkräfte ausgewiesene Ort ist für viele Referendare alles andere als erholend. Hier gilt es, sich möglichst locker und entspannt zu geben und dennoch kompetent Gespräche über Schüler und Eltern, über didaktische Konzepte oder organisatorische Angelegenheiten zu führen. Fehltritte und nicht passendes Verhalten fallen insbesondere im Lehrerzimmer, im trauten Kreis der Kollegen auf.

Es greift ein sehr wirksamer Mechanismus: Je mehr einer der Novizen von den in der Schule eingespielten Ordnungen abweicht bzw. je weniger Ankopplungsstellen sein Habitus für die Bedingungen des Feldes bereithält, desto mehr „Aufmerksamkeit“ wird ihm von den etablierten Akteuren des Feldes entgegengebracht; Kontrolle und Sichtbarkeit werden im Maße seiner Abweichung verstärkt. Damit einher gehen die Einschränkung seiner Spielräume und das Empfinden eines enormen Anpassungsdrucks. Es ist an dieser Stelle spannend, zu beobachten, wie die Anpassung an die etablierten Abläufe und Verfahrensweisen die Referendarinnen allmählich zur Ruhe kommen lässt. Je besser es ihnen gelingt, sich den hier eingespielten Gepflogenheiten zu fügen, desto weniger scheinen sie unter Beobachtung zu stehen.

Ich habe die Situation der Referendare beim Eintritt in die Organisation Schule skizziert und diese als Irritation und Entkopplung, als Herauslösen aus bisherigen Gewohnheiten und Routinen beschrieben. Die permanente Sichtbarkeit ist für diese Prozesse konstitutiv. Folgend komme ich zu den Prozessen der Ankopplung, zu den Praktiken, in denen die Referendare sich sukzessive in die Spiele der Etablierten einfädeln.

Die Referendare stoßen ebenso wie die Neulinge auf dem Fußballplatz auf ein Geflecht aufeinander eingespielter Akteure. Schüler und Lehrer, Schulleiterinnen und Hausmeister begegnen den Referendaren hier mit konkreten Erwartungen. Tafel und Overhead-Projektor wollen auf bestimmte Weise bedient werden und die Anordnung von Tischen und Stühlen, von Pult und Regalen legt es den Referendaren nahe, bestimmte Positionen innerhalb des Klassenraums einzunehmen. Dies alles fungiert wie ein Netz aufeinander bezogener Appelle und Handlungsangebote, das die Novizen herausfordert, sich auf bestimmte Weise ins Geschehen einzubringen.

Ich möchte Ihnen an einem Beispielen verdeutlichen, was ich damit meine:

Bei der Analyse meiner Videoaufnahmen aus dem Unterricht einer Referendarin in einer 3. Klasse lässt sich bspw. erkennen, dass ihre an die Schüler gerichteten Aufforderungen und Fragen

in den ersten Wochen ins Leere zu laufen scheinen. Ihre Worte, Gesten und Stimmlagen scheinen die Schüler nicht zu erreichen. Vor allem die Herausforderung, eine Klasse zur Ruhe zu bringen und ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen war von Beginn an eines ihrer zentralen Probleme. Mit erhobener Stimme versuchte sie gegen das Geschrei der Schüler anzukommen.

Mir ist irgendwann aufgefallen, dass sie dieses Problem nach einigen Monaten nicht mehr zu haben schien und so habe ich versucht an meinem Videomaterial herauszufinden, was sie verändert hatte.

Es wurde deutlich, dass sie sich im Verlauf der ersten Monate körperliche Haltungen und Gesten angeeignet hatte, die im Setting des Unterrichts als Zeichen zur Herstellung bestimmter Ordnungen dienen. Sie versuchte nun nicht mehr die Schüler verbal zur Ruhe zu bringen, sondern sie positionierte sich mit verschränkten Armen direkt vor der Tafel und verharrte dort, bis die Schüler begannen, sich gegenseitig aufzufordern, ruhig zu sein. Erst wenn kein Ton mehr zu hören war, begann sie nun zu sprechen. Auffällig war, dass es dieselben Gesten und Haltungen waren, die auch ihr Mentor in dieser Klasse verwendete. In mimetischen Praktiken übernehmen die Referendarinnen nicht nur Haltungen und Gesten, sondern auch bestimmte Tonlagen und Intonationen ihrer Mentoren, die den daran gewöhnten Schülern im Unterricht als Zeichen dienen. Durch die Übernahme dieser Haltungen und Gesten machte sich die Referendarin für die Schüler als Lehrerin erkennbar und ihre gleichsam wortlosen Aufforderungen begannen bei den Schülern auf Resonanz zu stoßen.

So sind es also nicht nur die Mentoren, die den Referendaren als Vorbilder dienen, sondern vor allem sind es die Schüler, die den Referendaren deutlich zeigen, was zu tun ist. Sie sperren sich schlicht gegen ihnen Unbekanntes und erscheinen auf diese Weise als Hüter der etablierten Ordnungen.

Es ist schwierig, in der kurzen Zeit zu verdeutlichen, wie verschieden die unterschiedlichen Orte dieser Ausbildung sind und wie sehr die an die Referendarinnen gerichteten Ansprüche voneinander abweichen. Lehrerzimmer, Klassenräume und

Seminarorte etablieren ihre je eigenen Praktiken. Für mich war jedoch interessant, dass in all diesen unterschiedlichen Praktiken vergleichbare Ansprüche und Ideale erkennbar waren: Durchsetzungskraft wird beim Anschneiden der Geburtstagstorte im Lehrerzimmer als ebenso positiv hervorgehoben, wie beim Erzeugen von Ruhe im Unterricht. Ein sortiertes und geordnetes Auftreten wurde in den begleitenden Seminaren, im Kreis der Kollegen und auch im Unterricht gleichermaßen honoriert. Die einfühlsame Gesprächsführung ist keineswegs nur im Umgang mit Schülern gefordert, sondern ebenso in den Elterngesprächen und beim Kaffeetrinken mit den Kollegen.

Kurz: Das Referendariat lässt sich als ein Bündel äußerst heterogener Praktiken beschreiben, die in ihrem Vollzug jedoch alle auf bestimmte Muster verweisen. Diese Praktiken fungieren bei der Ausbildung der Referendare als einander perspektivierende Trainingspraktiken, in denen die Referendare die Gelegenheit erhalten, die in dieser Schule etablierten Ordnungen und Ansprüche aus verschiedenen Perspektiven zu erfahren.

Ich habe versucht, Ihnen in aller Kürze ein Bild von den impliziten, körperlichen und materiellen Dimensionen des Referendariats zu geben und habe hervorgehoben, dass sich gerade aus dieser Perspektive nicht nur eine starke Irritation und Entkopplung der Referendare beschreiben lässt, sondern dass vor allem ein unheimlicher Anpassungsdruck sichtbar wird, der insbesondere deshalb so wirksam ist, weil das Fremde und Nicht-Passende implizit auf der Ebene körperlicher Interaktionen sanktioniert wird. Die Referendare werden sinnbildlich mit Haut und Haaren in die Spiele der Schule hineingezogen und beginnen, die hier etablierten Ideale und Vorstellungen allmählich zu verkörpern. Auf diese Weise werden zwar durchaus einsatzfähige und im Setting der Schule auch kompetente Lehrersubjekte erzeugt – alle von mir beobachteten Referendarinnen und auch der Referendar haben das 2. Staatsexamen schließlich erfolgreich bestanden – jedoch sorgt der immense Anpassungsdruck und die permanente Kontrolle der Novizen dafür, dass die Referendare gleichsam gezwungen sind, im wahrsten Sinne des Wortes in die Fußstapfen ihrer Vorgänger zu treten.

Dies bringt zwei miteinander verwobene Nachteile mit sich: Erstens fehlen den jungen Lehrerinnen und Lehrern die Freiräume, eigene Vorstellungen und Ideen einzubringen und sich in ihrem Beruf entsprechend motiviert zu entfalten. Zweitens beschränkt die Organisation Schule auf diese Weise ihre Möglichkeiten, über das kreative und innovative Potenzial ihres Nachwuchses Transformation und somit die Anpassung an eine sich wandelnde Gesellschaft zu gewährleisten. Die je besondere Geschichte der einzelnen Referendare und ihre vielfältigen Potenziale werden übersehen.

Ich hoffe, dass ich Ihnen grundlegende Ideen meiner Arbeit zumindest in Ansätzen näherbringen konnte und möchte abschließend diese Gelegenheit nutzen, um mich herzlich bei meinem Mentor und Doktorvater Thomas Alkemeyer zu bedanken. Thomas, ich bin mir sicher, dass mein Weg anders verlaufen wäre, wenn er den deinen nicht gekreuzt hätte. Rückblickend bin ich sehr dankbar für die Gelegenheit, mich so intensiv in ein Thema einzuarbeiten zu können, das mich nicht nur inhaltlich interessiert, sondern in das man sich zwangsläufig mit Haut und Haaren verstrickt und aus dem man irgendwie auch als ein Anderer wieder hervorgeht. Ich hätte mir auf menschlicher und fachlicher Ebene für mich und diese Arbeit keine bessere Betreuung vorstellen können. Vielen Dank! Ebenso möchte ich hervorheben, dass die Arbeitsatmosphäre im Graduiertenkolleg „Selbstbildungen. Praktiken der Subjektivierung“ und speziell in unserem Arbeitsbereich Sportsoziologie maßgeblich dazu beigetragen hat, dass diese Arbeit so entstehen konnte.

Ihnen allen herzlichen Dank für Ihre Geduld und abermals ein großes Dankeschön für die Verleihung des Wissenschaftspreises der Universitätsgesellschaft!

DR. THOMAS PILLE

Thomas Pille absolvierte 2003 das 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Biologie und Sport an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

In seiner Examensarbeit „Zur Inkorporierung gesellschaftlicher Normen“ lassen sich bereits deutliche Bezüge zu seinen heutigen Arbeitsschwerpunkten erkennen: Die Soziologie der Praktiken, des Körpers und des Sports, sowie bildungs-, subjektivierungs- und anerkennungstheoretische Fragen stehen im Zentrum seiner Arbeit.

Er wurde 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sportsoziologie, begann hier seine ethnographischen Studien zur Lehrerbildung an Grundschulen – 2008 Wechsel nach Berlin, wo er das Referendariat durchlief.

Bis 2012 arbeitete er als Lehrer am Albert-Schweitzer-Gymnasium in Neukölln und hatte Lehraufträge in den Kultur- und in den Sportwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität.

2012 Einreichung seiner Dissertation mit dem Titel „Das Referendariat. Eine ethnographische Studie zu den Praktiken der Lehrerbildung“ als Kollegiat des Oldenburger Graduiertenkollegs „Selbstbildungen. Praktiken der Subjektivierung“

Seit 2012 arbeitet er im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projekt „Die Körperlichkeit der Anerkennung. Subjektkonstitutionen im Sport- und Mathematikunterricht“ an Berliner Gymnasien.